

### Thomas Wirtz (Würzburg)

#### „Vom Geiste der Speculation“.

#### Hermeneutik und ökonomischer Kredit in Weimar

Der Bildungsreisende des 19. Jahrhunderts verläßt die ausgetretenen Kulturpfade Italiens und wählt als ertragreicheres Objekt von Weltwahrnehmung die Vereinigten Staaten. Es scheint deshalb eine nostalgische und wahrhaft epochemachende Geste des alten Goethe, diese Ablösung in der Präsentation zweier konkurrierender Tagebücher zu verdichten: Einem Besucher, der mit Interesse vom Amerika-Tagebuch des Sächsisch-Weimarischen Prinzen Bernhard gesprochen hatte, ließ er seine eigenen Aufzeichnungen von der Italienischen Reise holen und erwartete dessen Lob mit einiger „Koketterie“<sup>1</sup>. Noch einmal scheint die Umsetzung von klassischer Antike in humane Persönlichkeit die Oberhand über eine Beschreibung moderner Industrialisierung zu behalten, zumindest im Weimar des Jahres 1826 die Kultur über den Kommerz zu siegen. Doch die Antinomie von alter und neuer Welt, die man sechs Jahre vor Ende der Goethezeit an dieser kleinen Szene vergeblicher Selbstbehauptung festmachen wollte, ist falsch. Goethe selbst hatte Prinz Bernhard, dem 1792 geborenen zweiten Sohn von Carl August, zu dieser Reise geraten, lobte wieder-

<sup>1</sup> Sulpiz Boisserée notiert am 22. Mai 1826 in sein Tagebuch: „Der Alte [=Goethe] zeigt uns das Tagebuch des Herzogs Bernhard aus Amerika. Goethe bringt sein eigenes Tagebuch von der ersten italienischen Reise zum Vorschein, von musterhafter Gleichmäßigkeit, ohne Zweifel für den Herzog geschrieben, Koketterie des Alten bei dieser Gelegenheit.“ (Goethes Gespräche. Eine Sammlung zeitgenössischer Berichte aus seinem Umgang auf Grund der Ausgabe und des Nachlasses von Flodord Freiherrn von Biedermann ergänzt und hg. von Wolfgang Herwig, Bd. III/2, Zürich und Stuttgart 1972, S. 42) Die Aufzeichnungen wurden kurz danach auf Betreiben Goethes veröffentlicht: [Bernhard, Herzog zu Sachsen-Weimar-Eisenach] Reise seiner Hoheit des Herzogs Bernhard, Herzog zu Sachsen-Weimar-Eisenach durch Nord-Amerika in den Jahren 1825 und 1826, hg. von Heinrich Luden, 2 Bde., Weimar Jena 1828. – Eine kürzere englische Fassung dieses Beitrages habe ich im März 1997 auf dem Symposium ‚Weimar and the cultural studies‘ in Davidson/USA vorgestellt. Ich danke den Veranstaltern Burkhard Henke, Susanne Kord und Simon Richter für die freundliche Genehmigung, den deutschen Text an dieser Stelle zu veröffentlichen.

holt gegenüber Besuchern des Prinzen „attachment to America“<sup>2</sup> und zeigte sich bis in die *Wanderjahre* hinein von dem Berichteten nachhaltig beeindruckt. Noch sein Interesse an der Beweglichkeit des Grundbesitzes<sup>3</sup> spiegelt sich in Bernhards brieflich gegenüber dem Vater entwickelten Plänen, entlang des Erie-Kanals riesige Ländereien zu erwerben, um das dort geschlagene Holz flußabwärts zu den erwarteten Baustellen zu bringen. In die Tat umgesetzt, hätte dieser Plan die Landkarte der Vereinigten Staaten verändert und das Thema ‚Kredit in Weimar‘ zu einer Angelegenheit für Amerikanisten gemacht.

# I.

Geld und Geist sind mindestens im Falle Weimars keine sich ausschließenden Gegensätze. Verfolgt man die Biographie Bernhards zurück, stößt man auf ein 1809 in Berlin veröffentlichtes Buch, das spätestens im Untertitel seine Teilhabe am Kultur- und Ökonomieprojekt Weimar bekennt. Der Untertitel von Adam Heinrich Müllers *Elementen der Staatskunst* lautet: „Oeffentliche Vorlesungen, vor Sr. Durchlaucht dem Prinzen Bernhard von Sachsen=Weimar und einer Versammlung von Staatsmännern und Diplomaten, im Winter von 1808 auf 1809, zu Dresden, gehalten von Adam H. Müller, Herzogl. S. Weimarischem Hofrath“. Müller, ein Jahr später mit Kleist Herausgeber der *Berliner Abendblätter* und schließlich durch die Protektion von Friedrich von Gentz Theoretiker der nachnapoleonischen Restauration unter Metternich, entwickelt hier ein System von finanz-, staats- und kulturpolitischen Vorstellungen, das in späteren Schriften wie etwa dem *Versuche einer neuen Theorie des Geldes* von 1816 lediglich in Paraphrasen erweitert wird. Seine Argumentation ist von beeindruckender Simplizität, was ihre Verschiebung durch die gesellschaftlichen Teilbereiche wie auch das ambigue Schimmern zwischen ästhetischer Modernität und realgeschichtlicher Reaktion keineswegs behindert. Am Anfang steht die Konstatierung schlechthinniger Differenz: „Deßhalb anstatt Einzelne Geschöpfe vollständig hinstel-

<sup>2</sup> So im Tagebuch von J.B. Harrison unter dem 25.März 1830: „Spoke of Duke Bernhard's enthusiastic attachment to America.“ (Goethes Gespräche [Anm.1], S.598)

<sup>3</sup> Zu diesem antifeudalen Plädoyer für die Beweglichkeit des Bodens und des Besitzes vgl. die Rede Lenardos in den *Wanderjahren* (3.Buch, 9.Kap.; Sämtliche Werke. Artemis-Gedenkausgabe, Bd.8, S.412ff.). Zur Einschätzung der ‚Modernität‘ dieser Goetheschen Ansichten vgl. Anneliese Klingenberg: Zur ökonomischen Theorie Goethes in den *Wanderjahren*. In: Goethe 32, 1970, S.207-220.

len, hat sie [=die Natur] nur Zweyheiten erschaffen, in diese Zweyheiten aber eine so vollständige Entzweyung gelegt, daß den entzweyten Wesen keine andere Zuflucht bleibt, als in dem unendlichen Sichvereinigen“<sup>4</sup>. Das „feindselig=freundliche Geschlechtsverhältniß“<sup>5</sup> stellt nur das in Natur begründete und damit apriorische Modell bereit, dessen allgegenwärtige Realisationen Müller anschließend verfolgt. Er trifft es im kleinteiligen Produktionsvorgang, wo der Arbeiter das ihm widerstrebende Material mit Kraft zurichtet, ebenso an wie im schließlichen Kauf, wenn um die Ware gefeilscht und eine gehegte Auseinandersetzung geführt wird. Als universale Denkfigur ist sie erklärungsrelevant noch für letzte gesellschaftliche Abstraktionen: den Auseinanderfall des privaten und öffentlichen Bereichs, die Vereinzelung des Bürgers in der Warengesellschaft und den Gegensatz der nun Partei genannten Interessengemeinschaften. Müller liefert eine Diagnose von Bürgerlichkeit, die allem popularphilosophischen Lamento ihren monistischen Beschreibungsanspruch voraushat. Vereinzelung entspringt nicht länger der Bösartigkeit weniger Mitglieder, sondern ist Bedingung ihres Zusammenlebens. Gesellschaftliches Dasein ist erst einmal von der moralischen Rechtfertigung des Einzelnen entlastet.

Damit aus der Entzweyung keine Vertilgung im Hobbesschen Wolfshunger erwächst, vermittelt Müller sie im *Streit*. Streit heißt weder die insistierende Behauptung von Unverträglichkeit noch die Verzögerung des jetzt schon antizipierten Kommunikationsabbruchs, sondern ist ein dialogisches Geschäft.<sup>6</sup> Wer miteinander streitet, hat

<sup>4</sup> Adam Heinrich Müller, *Versuche einer neuen Theorie des Geldes* [1816]. Mit erklärenden Anmerkungen versehen von Helene Lieser, Jena 1922 (=Die Herdflamme. 2.), S.120.

<sup>5</sup> Ebda. Nicht zufällig klingt hier das bekannte Axiom der Freund/Feind-Unterscheidung Carl Schmitts an, der selbst jedoch den Finanz- und Staatstheoretiker Müller einer ätzenden Kritik unterzog und ihm eine verwaschende Ästhetisierung aller gesellschaftlichen Bereiche vorwarf: „Bei Novalis wie bei Adam Müller erscheint der Staat als die Geliebte, und die von ihnen geleistete Poetisierung der Finanzwissenschaft besteht darin, daß man dem Staat die Steuern bezahlen soll, wie man der Geliebten ein Geschenk macht. So ist es auch gleich, ob Novalis ein Mariengedicht oder Müller ein Kapitel über den Staat produziert.“ (Politische Romantik. 5.Aufl., unveränd. Nachdr. der 1925 erschienenen 2.Aufl. Berlin 1991, S.173f.) Zu dieser Abneigung Schmitts gegen das „aussichtslose Gerede“ (ebda., S.3) Müllers und der deutschen Romantik vgl. Karl Heinz Bohrer: *Die Kritik der Romantik. Der Verdacht der Philosophie gegen die literarische Moderne*. Frankfurt a.M. 1989, v.a. S.284ff.

<sup>6</sup> Zu dieser Auffassung des Streits bei Müller vgl. Claudia Henn-Schmölders: *Sprache und Geld oder ‚Vom Gespräch‘. Über Adam Müller*. In: *Jahrbuch der Deutschen Schiller-Gesellschaft* 21, 1977, S.327-351.

sich noch etwas zu sagen. Deshalb hatte Müller auch die Diagnose eingetretener Entzweiung nur interessiert, um die notwendige Suche nach ihrem Komplement daraus abzuleiten. Im Streit überlebt man die Ausdehnung des naturhaften Geschlechterkonflikts zu universaler Konkurrenz im Zeitalter der kapitalistischen Warenproduktion. Müller forciert mit dem Plädoyer für Arbeitsteilung ihre Ursachen, um so sicherer die Folgen zu mildern. Denn im Dialog der Streitenden wird ein Drittes erarbeitet, das den unfruchtbar auf der Stelle tretenden Wechsel mit der philosophisch würdevolleren Dialektik versöhnt. Wieder geben die Geschlechter das Paradigma vor: „Verbindet ihr 1 und 1 auf productive Weise, wie Mann und Frau in der Ehe, wie eure Arbeitskraft mit dem Capital in jedem möglichen Gewerbe, so kömmt zu den beyden bleibenden Wesen ein Drittes dazu“<sup>7</sup> – und wieder zieht die Industrie nur eine Konsequenz aus dem Beispiel der Natur: „Produciren heißt, aus zwei Elementen etwas Drittes erzeugen, zwischen zwei streitenden Dingen vermitteln, und sie nöthigen, daß aus ihrem Streite ein drittes hervorgehe.“<sup>8</sup> Es gehört zur Mimikry dieser Theorie an das schlechthin Gegebene, durch einheitliche Terminologie die Bestimmtheit ihrer Gegenstände zu verwischen. Das Gesellschaftliche ist das Natürliche, weil die Produktion an ihrem Gegenstand uninteressiert ist. Synthese gehört zur Definition des Streits und zwingt – gut systemtheoretisch – jede gesellschaftliche Handlung in das Schema von Kommunikation. Der Dialog kann nicht anders, als sich im unsichtbaren Dritten aufzuheben.

Müllers Konzeption des Streits ist zugleich Bedingung und Komplement allgegenwärtiger Versöhnung. Erst das radikal Vereinzelte macht sich beliebig anschließbar und fordert in der Bedürftigkeit seiner Individualität nur um so entschiedener seine Vereinigung. Deshalb steht auch nicht der Streit als Signum der arbeitsteiligen Moderne, sondern seine imaginäre Aussetzung und dialektische Stillstellung im Zentrum von Müllers Theorie. Im Übergang sich fortwährend ablösender Streithandlungen emanirt für einen Moment die Gewißheit, „daß ein unzerstörbarer Weltglaube, das heißt: ein göttlicher Vermittler aller irdischen Geschäfte da sey“<sup>9</sup>. Für seine geglaubte Anwesenheit taugt nur ein Begriff, der die Zweideutigkeit von Ökonomie und Metaphysik wachhält: der Kredit.<sup>10</sup> Er ist das schlechthin „idealische

<sup>7</sup> Müller (Anm.4), S.11.

<sup>8</sup> Ebda., S.390 (im Original ist dieser ganze Satz durch Sperrung hervorgehoben).

<sup>9</sup> Ebda., S.90.

<sup>10</sup> Eine Reaktualisierung dieses schon bei Müller gedachten Wortspiels findet sich dann mit weitreichenderen Folgen bei Karl Marx und seiner gnomischen Feststellung: „Der öffentliche Kredit wird zum Credo des Kapitals“ (Das Kapital, Bd.1.

Wesen, kurz die *gewaltige Realität*<sup>11</sup>, und ungehemmt beerbt seine „Allgegenwart“<sup>12</sup> den Eigenschaftskatalog eines früheren Gottes. Müller sucht die blasphemische Zuspitzung der Begriffe, um den Nationalökonom mit der Würde und weiterklärenden Kompetenz des Theologen auszustatten. Sobald der Geist Gottes sich in den Warenaustausch geflüchtet hat, verwaltet dessen Theoretiker die freigewordene Autorität.

Während der Kredit die Bürger überhaupt erst in Geschäftsbeziehung zueinander setzt und damit Gesellschaft jenseits von Vernunft, Verstand und Einbildungskraft transzendental begründet, erscheint das *Geld* als seine sinnliche Manifestation. Seine unvermeidbare Anwesenheit beweist zugleich das Fortbestehen wie Überwinden aller Separation, denn mit ihm ist die Aufhebung des *ineffabile* gefunden. Es gehört zum Totalitätsentwurf der Müllerschen Theorie, die Begriffe zu metaphorisieren und so ihren Zuständigkeitsbereich auszuweiten. Deshalb genügt es ihm nicht, den Bürger durch bare Münze unter Kommunikationszwang zu stellen und im lautlosen Tausch der Waren Gesellschaft sich aktualisieren zu sehen. Sein Ziel ist vielmehr, die beiden funktionalen Supplemente ‚Sprache‘ und ‚Geld‘ ineinander verschwimmen zu lassen. So geschieht in seinen Worten die Wahrnehmung der bürgerlichen Monaden

entweder vermitteltst eines *persönlichen Mittels*: des Wortes oder des Credits, das heißt: vermitteltst des persönlichen Glaubens oder der persönlichen Allgemeingültigkeit, die sich ein Mensch zu verschaffen gewußt – oder vermitteltst eines *sächlichen Mittels*: einer allgemein gültigen Waare. Dieses Mittel, [...] welches man mit dem alle diese verschiedenen Naturen umfassenden Nahmen: *Geld* belegt, ist im Grunde nur ein Substitut des Staates oder der bürgerlichen Gesellschaft selbst.<sup>13</sup>

---

Berlin 1970, S.782; MEW. 23.). Seinen Nachwirkungen in der Literatur spüren erstmals beharrlich die nun gesammelt vorliegenden Studien von Jochen Hörisch nach (Kopf oder Zahl. Die Poesie des Geldes. Frankfurt a.M. 1996; es. 998.), v.a. jedoch die herausragende Arbeit von Werner Hamacher (Faust, Geld. In: Athenäum 4, 1994, S.131-187) mit ihrer zentralen These: „Die Sprache der Kreditierung ist also zunächst die Sprache des referentiellen Trugschlusses“ (S.142), die sich der Allegorie als ihres poetologischen Analogons bedient. Noch die *Ästhetische Theorie* Theodor W. Adornos nutzt die ihrem Feind abgeschauten Sprache des Kredits, um das mit Verdacht umstellte Kunstwerk zur Wahrheit anzuhalten: „Kunstwerke ziehen Kredit auf eine Praxis, die noch nicht begonnen hat und von der keiner zu sagen wüßte, ob sie ihren Wechsel honoriert.“ (hg. von Gretel Adorno und Rolf Tiedemann. Frankfurt a.M. 1989, S.129)

<sup>11</sup> Müller (Anm.4), S.70.

<sup>12</sup> Ebda., S.96.

<sup>13</sup> Ebda., S.30.

In der letzten Bemerkung deutet sich bereits der Anspruch an, mit dem sich das Geld seinem funktionalen Analogon, dem Wort, überlegen macht. Geld ist nicht eigentlich „Substitut des Staates“, sondern dessen Daseinsweise, insofern es das bedeutungslose Ding zur Ware und das Individuum zum Marktteilnehmer macht. Ist das Geld aber erst eine solche „Idee“<sup>14</sup>, die unabhängig von ihrem materiellen Substrat Beziehungen stiftet, dann schließt es grundsätzlich alle anderen Kommunikationsmedien in sich ein. Müller betreibt diese Universalisierung des Geldes, ohne die Erinnerung an das einverleibte Wort aufgeben zu wollen – schließlich ist es das Skandalon seines Konzepts, die sprachliche Verfaßtheit des Menschen durch seine Kreditwürdigkeit zu ersetzen. Diese Koinzidenz von Geld und Sprache findet er beispielhaft im Papiergeld versinnbildlicht, was ihn mit ähnlichen Überlegungen romantischer Zeichentheorie übereinstimmen läßt.<sup>15</sup> Dieses bedruckte und damit lediglich geglaubte Geld ist „wirkliches Wortgeld“<sup>16</sup>, ist „Glaubens= Credit= Wortgeld“<sup>17</sup>. Abgekoppelt von seiner substantiellen Deckung durch das Gold, erzwingt das Geld sich den Glauben, soll mit seiner entlarvten Anmaßung nicht die seines Besitzers ruiniert werden. Im Papiergeld enthüllt sich der Wert in einem buchstäblichen wie figuralen Sinne als Schein, der nur für die Dauer seines ununterbrochenen Austausches gilt. Müller markiert diesen Substanzverlust von Sprache und Geld scharf, um die scheinbar materialistische Bürgerlichkeit auf ihr transzendentes Glaubensbekenntnis zu stoßen. Er erzählt das Märchen von des Kaisers neuen Kleidern, um die Anerkennung des Glaubens als nun reflektierte Blindheit zu erzwingen.

Die Schriften Adam Heinrich Müllers nutzen die etymologische wie lautliche Nähe von Credo und Kredit schamlos aus, verschmelzen

<sup>14</sup> Adam Heinrich Müller, *Die Elemente der Staatskunst*. Mit einer Einführung, erklärenden Anmerkungen und bisher ungedruckten Originaldokumenten versehen von Jakob Baxa. 2 Bde. Wien Leipzig 1922 (=Die Herdflamme. 1.), S.351.

<sup>15</sup> Zur gleichlautenden Favorisierung des Papiergeldes bei Novalis vgl. Anthony Phelan: „Das Centrum das Symbol des Goldes“. *Analogy and Money in Heinrich von Ofterdingen*. In: *German Life and Letters* 37, 1984, S.307-321, v.a. S.312. Auch Goethe schätzte die metaphorische Differenz zwischen Gold und Papiergeld vgl. etwa seine Ermahnung an Eckermann: „Wir haben Gold, Silber und Papiergeld, und jedes hat seinen Wert und seinen Kurs, aber um jedes zu würdigen, muß man seinen Kurs kennen. Mit der Literatur ist es nichts anders. Sie wissen wohl die Metalle zu schätzen, aber nicht das Papiergeld, Sie sind darin nicht hergekommen, und da wird Ihre Kritik ungerecht sein, und Sie werden die Sachen vernichten.“ (3.12.1824; Johann Peter Eckermann: *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens*. Zürich 1948; Artemis-Gedenkausgabe. Bd.24, S.127)

<sup>16</sup> Müller (Anm.4), S.143.

<sup>17</sup> Ebda., S.147.

Verfahrensbeobachtung mit Metaphysik und zeigen sich empfänglich für die „theologischen Mucken“<sup>18</sup> des Geldes, die auch in linker Aufklärung unausgeräumt bleiben. Die Geschlossenheit seines Entwurfs erkaufte er sich mit begrifflicher Unbestimmtheit, welche die Ausdifferenzierung der Nationalökonomie zur Wissenschaft bewußt unterläuft<sup>19</sup> und im Erzählen christliche Geschichtsphilosophie, restaurative Politik und moderne Geldtheorie noch einmal verbinden will. Ein solcher Versuch kann als unseriöse „Ästhetik des Geldes“<sup>20</sup> ideologisch gebrandmarkt werden, solange darüber die umgekehrte Ökonomisierung der Ästhetik nicht vergessen wird. Denn die Anwesenheit des Prinzen Bernhard bei Müllers Vorlesungen und dessen Sächsisch-Weimarer Hofratstitel sind nur Sinnbilder der tiefenstrukturellen Analogie zwischen Kreditgesellschaft und Weimarer Klassik. Während die Hermeneutik überhaupt erst das Werk und seinen Autor herstellen wird, ihre Neuerfindung um 1800 damit notwendiges Instrument des Weimarer Kanons ist, partizipiert sie unausgewiesen an zeitgleichen Geldtheorien. Verstehen und Kreditieren machen die wechselnden Seiten einer Münze aus. Mit ihnen wird ein Diskurs eingesetzt, der Macht auszuüben und sich anderen Leitdichotomien (etwa: männlich/weiblich) anzuverwandeln vermag. Am Beispiel der Charlotte von Kalb wird aufzuzeigen sein, wie der hermeneutische und ökonomische Diskurs ineinandergreifen. Der Leserin klassischer Werke wird ein Vertrauen zugemutet, das der Kreditsuchenden wie selbstverständlich verwehrt bleibt. Verstehen und Kreditieren bleiben ein männliches Geschäft.

## II.

Müllers Theorie des Geldes läßt sich als eine verkappte Auslegungslernlehre lesen. Ohne deren explizites Vokabular bemühen zu müssen, hat sie an Denkfiguren teil, in denen literarisches Werk und ökonomisches Kapital gleichermaßen entstehen. Erstens schneidet Müller einen Metaphernstrang ab, der Reichtum ins Bildfeld des Tresors faßte. Schätze konnten zusammengetragen, gezählt und aufgeteilt werden. Es herrschten – wie in der architektonisch verfahrenenden Me-

<sup>18</sup> Karl Marx: Das Kapital. Bd.1. Berlin 1970, S.85 (=MEW. 23.)

<sup>19</sup> Zu Müllers geringschätziger Meinung über die zahlenversessenen „Industriephilosophen, die sich vom Gelde emancipiren wollen, dafür aber auch das im Gelde liegende große gesellschaftliche Verpflichtungs- oder Glaubensband fahren lassen“ vgl. Müller (Anm.4), S.79.

<sup>20</sup> Henn-Schmölders (Anm.6), S.343.

moria<sup>21</sup> – Raumbeschreibungen vor, in denen das gesammelte Vermögen immer wieder durchschritten und haptisch erfahrbar gemacht werden konnte. Diese Vorstellung materieller Konkretion verliert nun ihren Gegenstand, und Müller setzt dafür objektlose Bewegung ein: Reichtum „liegt nicht in den bloßen Sachen, er läßt sich nicht festhalten, indem man die Sachen festhält“<sup>22</sup>. Über Adam Smith hinausgehend, dessen arbeitsteilig organisierte Stecknadelfabrik auf Produktionssteigerung und damit zählbare Ware fixiert bleibt<sup>23</sup>, erklärt Müller das Vermögen zu einem irrealen Moment innerhalb des ununterbrochenen Tausches. Es wäre ein imaginärer Stillstand der Zeit, eine Fermate, in der die eingefrorene Bewegung ihre Objekte wieder herauskristallisiert und in die Räumlichkeit des Tresors zurückfällt.<sup>24</sup> Das Kommunikationsmedium Geld kann in seinem Zirkulationswirbel eine solche Pause nur als seine apokalyptische Vernichtung denken.

Mit den räumlich konzipierten Feldern der Memoria und des Tresors geht auch die antiquarische Gelehrsamkeit unter. Ihre materiellen Sinnbilder: Wörterbücher, Florilegien, Kompilationen, verfallen der Kritik und sterben als Gattungen gespeicherten Wissens aus. An ihre Stelle tritt Bildung, die als Austausch zwischen Person und Umwelt mit dem Leben zusammenfällt. Sie ist nicht memorierbar, sondern bedarf ihrer immer erneuten Darstellung im Handlungsakt, weshalb das Verzögern des Endes ihrem literarischen Analogon, dem Bildungsroman, zum Erzählproblem wird. Der neue Reichtum, Bildung und Verstehen teilen die eine Vorstellung, daß sie nur als unendlicher Aufschub, nämlich in der sofortigen Reinvestierung des Erworbenen, vorstellbar bleiben. Das Pathos (und schlechte Gewissen) des arbeitenden Kapitals, niemals in die Ruhe der Konsumption verfallen zu dürfen, spiegelt sich im Bild der ewig fragenden Her-

<sup>21</sup> Vgl. Aleida Assmann: Zur Metaphorik der Erinnerung. In: Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung, hg. von Aleida Assmann und Dietrich Harth. Frankfurt a.M. 1993, S.13-35.

<sup>22</sup> Müller (Anm.14), S.348.

<sup>23</sup> Vgl. Adam Smith: Der Wohlstand der Nationen. Eine Untersuchung seiner Natur und seiner Ursachen. Übers. und hg. von Horst Claus Recktenwald. München 1993, S.9ff.

<sup>24</sup> Zur tatsächlichen „Realabstraktion“ des Tausches und der Fülle seiner ungewußten Bedingungen vgl. Alfred Sohn-Rethel: Geistige und körperliche Arbeit. Zur Epistemologie der abendländischen Geschichte. Rev. und erg. Neuauflage. Weinheim 1989; Adam Müller hat (nicht nur) dieses imaginäre Anhalten der Zeit im Tausch vorweggenommen, dem Sohn-Rethels Werk in lebenslanger Beharrlichkeit nachdenkt vgl. „Der Preis einer Sache ist die summarische Größe, die Masse von Kraft die sich für den Augenblick darin verbirgt“ (Müller [Anm.4], S.59).



meneutik. Nicht zufällig ist ihnen beiden die Zirkel-Metapher gemein, in der die Bewegung sich der Verpflichtung teleologischen Fortschreitens entledigt hat. Wie das Kapital nur in der Zirkulation seiner Auszehrung begegnen kann, so erneuern Teil und Ganzes sich im hermeneutischen Zirkel. Das unendliche Befragen des Textes meint deshalb seine Kapitalwerdung, weil der in jedem Lekturedurchgang erzielte Sinn sich in den Antrieb zu seiner gesteigerten Wiederholung umsetzt. Sinn läßt sich nicht horten, sondern ersteht im Angesicht des Textes als dessen unmöglicher Verbrauch. Nur im Wiederlesen reichert sich der Text an, dessen Individualität ihn vor seiner Ausbeutung schützt. Wo der Philologe eine zählbare Wortmenge vor sich hatte, erblickt der Hermeneut nur die Unendlichkeit des Sinns.

Diese Unabschließbarkeit des Geld- und Sinnbegehrens hat beide endgültig um 1800 zueinander finden lassen. Früh hatte die Anthropologie erkannt, daß die Geldgier durch ihre Maßlosigkeit aus dem Kreis der gewöhnlichen Leidenschaften ausscherte. Während der Hunger zu stillen, die Wollust zu befriedigen war, versagte der Geiz sich jedes Maß. Er verstieß damit gegen das „Gesetz des abnehmenden Grenznutzens“<sup>25</sup>, was der Mensch nun mit der Anerkennung produzierender Unruhe ihm dankte. Auf ihm gründete man das Interesse, dessen etymologische Nähe zum Zins bekannt war<sup>26</sup>, um zwischen zerstörerischer Leidenschaft und sedierender Ratio ein regierendes Drittes zu installieren. Es war das gemäßigte Begehren des Kapitalisten, von dem man die Befriedigung der Gesellschaft erhoffte. Geld und seine Vermehrung wurden aus dem Bann mittelalterlicher Scholastik entlassen und regelten nun die bürgerlichen Konflikte. Wenn die Hermeneutik um 1800 in Figuren der Geldwirtschaft denkt, darf sie der Zustimmung sicher sein, denn sie partizipiert bei ihrer Gründung am Erfolg eines schon etablierten Kommunikationssystems.

Weil die Metaphern des Raumes in der epistemologischen Wende abgebaut und durch solche zeitlicher Dynamik ersetzt werden, arrondiert – zweitens – die Rede vom Geld auch den Bereich des Geistes neu: Geist markiert nun Eigentum, Selbstbildung meint Kapitalbildung. Deshalb muß Eckermann, bevor er die Goethesche *Farbenlehre* einsehen und das selbst Geschaute dort autoritär bestätigt finden

<sup>25</sup> Albert O. Hirschman: *Leidenschaften und Interesse. Politische Begründungen des Kapitalismus*. Aus dem Amerik. von Sabine Offe. Frankfurt a.M. 1980, S.64.

<sup>26</sup> Vgl. den Artikel ‚Interesse‘ von V. Gerhardt im *Historischen Wörterbuch der Philosophie*, hg. von Joachim Ritter und Karlfried Gründer. Bd.4. Darmstadt 1976, S.479-494.

darf, sie für sich neu schreiben, „denn nun haben Sie es [=das Farbphänomen] begriffen und können sagen, daß Sie es besitzen“<sup>27</sup>. Deshalb aber geht die Hermeneutik auch mit der Ausdifferenzierung des Buchmarkts einher, dessen erste Nutznießer die klassischen Autoren Weimars selbst sein werden. Während die Gelehrten früherer Zeit das Wissen rhetorisch verwalteten, schreibt erst der Geist das nun original Erfundene sich als Eigentum zu.<sup>28</sup> Seine Individualität übt eine Art Copyright aus, mit der das Werk noch nach seiner Veröffentlichung in der Nutzung des Urhebers verbleibt. Denn nicht das materielle Substrat ‚Buch‘, sondern das produktive Vermögen ‚Geist‘ ist zu schützen, das auf dem Papier lediglich zur Erscheinung gekommen ist. Geistiger Diebstahl, Plagiat oder Urheberrecht sind juristische Folgen hermeneutischer Ursachen, indem sie erstmals als Privateigentum umgrenzen, was vorher dem Gelehrtenstand frei flottierendes Wissen war. Die Erfindung des Autors, dessen man in immer neuer Auslegung habhaft zu werden versucht, ist seitdem von jedem Leser zu bezahlen.

Adam Müller hatte für seine neue Theorie des Geldes den Streit in Einheit fundiert. Die dialogische Bewegung stellte im schließlichen Produkt nur sichtbar heraus, was als ihre Voraussetzung schon vor allem Anfang stand: Bevor die Gegensätze tatsächlich in ihrer Synthese zusammenfielen, hatte die Dialektik diese Versöhnung durch Erwartung bereits erpreßt. Zur Totalität des Müllerschen Anspruchs gehörte, keine Erscheinung anschluflos im gesellschaftlichen Raum vagabundieren zu lassen. Dafür war der allgegenwärtige Kredit gleichermaßen Bedingung wie Ergebnis. In ihm gründete das Überleben der bürgerlichen Warenproduzenten. Bei dieser Überforderung des Begriffs muß nicht verwundern, daß Müller höchste Autorität zu seiner Stützung bemüht und sie in einem anderen Fundamentalapriori auch findet. Fast klingt es wie eine Drohung der heraufziehenden Restauration, wenn Müller prophetisch verkündet, „die Zeit ist nicht mehr fern, wo man die Religion als letzte und höchste Quelle allen Credits und aller Macht, und als die mächtigste Gewährleisterinn al-

<sup>27</sup> Eckermann (Anm.15), S.188.

<sup>28</sup> Zur Verbindung von Hermeneutik und Buchmarkt vgl. Heinrich Bosse: *Autorschaft ist Werkherrschaft. Über die Entstehung des Urheberrechts aus dem Geist der Goethezeit*. Paderborn 1981 (=UTB. 1147.); verwiesen sei auch auf die grundlegenden Arbeiten von Friedrich A. Kittler (*Aufschreibesysteme 1800/1900*. München <sup>2</sup>1987) und Klaus Weimar (*Zur neuen Hermeneutik um 1800*. In: *Wissenschaft und Nation. Zur Entstehungsgeschichte der deutschen Literaturwissenschaft*, hg. von Jürgen Fohrmann und Wilhelm Voßkamp. München 1991, S.195-203).

les Besitzes öffentlich anerkennen wird“<sup>29</sup>. Verdächtig nahe rücken Gott und die Zentralbank in dieser Plattform romantischer Staatsphilosophie, auch wenn das Geld immer schon um seine transzendente Herkunft wußte.<sup>30</sup> Bei Müller findet die ökonomische Realität endgültig ihre Beglaubigung durch den deutschen Idealismus.

Auch die Hermeneutik hat das Verfahren des ökonomischen Systems zu genau beobachtet, um die Funktionsstelle des Kredits unbesetzt zu lassen. Das frühe 18. Jahrhundert glaubte auf theologische Hilfeleistung nicht verzichten zu können und imitierte für seine Verstehenslehre die Leibnizsche *Theodizee*. Georg Friedrich Meier, der 1757 den beachteten *Versuch einer allgemeinen Auslegungskunst* vorlegte, führte diesen Eklektizismus am neuen Begriff der ‚hermeneutischen Billigkeit‘ (*aequitas hermeneutica*) vor: „In dieser Welt ist, weil sie beste ist, der allergrößte allgemeine bezeichnende Zusammenhang, der in einer Welt möglich ist.“<sup>31</sup> Das unscheinbare ‚weil‘ des Begründungssatzes muß alle Last tragen, denn es hat ein ganzes Paradigma konkurrierender – und d.h.: einschränkender – Konjunktionen vergessen zu machen. Meiers Syllogismus fertigt die ‚Ausgangstatsachen‘ kurz entschlossen ab, um seinen Schlußsatz zweifelsfrei zu halten: Die Ordnung lesbarer Zeichen repräsentiert die Anwesenheit Gottes, und beider Ernsthaftigkeit verbürgt erst den Schutz vor Unsinn. Daß der christliche Gott nicht lachen kann<sup>32</sup> und deshalb die beste aller Welten in den Naturgesetzen auf Humorlosigkeit verpflichten muß, macht sie für den Menschen erst lesbar. Der Witz, den Meiers freischwebender Eklektizismus als Methode erprobt, wäre als göttliche Praxis unsere Verurteilung zu Analphabetentum.

„Die *hermeneutische Billigkeit* (*aequitas hermeneutica*) ist die Neigung eines Auslegers, diejenigen Bedeutungen für hermeneutisch

<sup>29</sup> Müller (Anm.4), S.15f.

<sup>30</sup> Vgl. das fortwährende Versprechen des amerikanischen Dollars: In God we trust – dazu Marc Shell: *Money, Language and Thought. Literary and philosophical economies from the medieval to the modern era.* Berkeley 1982.

<sup>31</sup> Georg Friedrich Meier: *Versuch einer allgemeinen Auslegungskunst*, hg. von Axel Bühler und Luigi Cataldi Madonna. Hamburg 1996 (=Philosophische Bibliothek. 482.), S.16; vgl. dazu die eingehende Interpretation bei Peter Szondi: *Einführung in die literarische Hermeneutik*, hg. von Jean Bollack und Helen Stierlin. Frankfurt a.M. <sup>3</sup>1988, v.a. S.109ff. – daß tatsächlich jeder Autor von der Autorität des ersten göttlichen Urhebers Nutzen zieht, demonstriert §88 der ‚Auslegung der willkürlichen Zeichen‘: „Die willkürlichen Zeichen, deren sich ein kluger und vernünftiger Urheber derselben bedient, sind so vollkommene und gute bezeichnende Mittel, als möglich ist“ (Meier, S.35).

<sup>32</sup> Hans Blumenberg: *Arbeit am Mythos.* Frankfurt a.M. <sup>5</sup>1990, v.a. S.239ff.

wahr zu halten, welche mit den Vollkommenheiten des Urhebers der Zeichen am besten übereinstimmen, bis das Gegenteil erwiesen wird.“<sup>33</sup> Der Autor beerbt – drittens – das hohe Ansehen, das Welt- und Währungsstabilität der Garantie Gottes zu verdanken hatten. Als vollkommener „Urheber der Zeichen“ genießt er ein Vertrauen, dessen der Leser sich in seiner auslegenden Textbestätigung erst würdig zeigen muß. Wie der Kredit sich bei Müller zum „nackten Sinn“<sup>34</sup> enthüllt, so sichert erst der anwesende Autor die Erkennbarkeit von Bedeutung. Damit schleicht sich aber in die Hermeneutik ein Vertrauensgefälle ein, das in der konkreten Auseinandersetzung seine Macht noch ausspielen wird: Gemeinhin gilt der Leser als notwendige Bedingung des Textes, den er durch seine Verstehens- und Dialogbereitschaft erst konstituiert. Der selbst schöpferische Leser ist eine Erfindung der Hermeneutik um 1800, die ihn mittels Einbildungskraft den individuellen Text entschlüsseln und erst durch die eigene Lesetätigkeit zum Sprechen bringen sieht. Die Auslegung von Goethe-Texten war dieser Kunst Selbstdarstellung und verschluckte Theorie zugleich – *Hermann und Dorothea* für August Wilhelm Schlegel, der *Wilhelm Meister* für seinen Bruder Friedrich. Die Ebenbürtigkeit des Interpreten ließ ihn auf diese Weise scheinbar auch an den Würdeformeln teilhaben, mit denen die Schöpfung Gottes und des Autors bisher ausschließlich bedacht waren. Mit dem Leser war dem Text ein *alter auctor* aufgezwungen. Nun ist die Vollkommenheit des Textes über den in ihm aufscheinenden Sinn aber zugleich Apriori und Beweisziel der Demonstration, der Kredit gewissermaßen kündbar, will der Leser nicht selbstbezüglich in sich versinken. Droht ein solcher Kollaps des Verstehens, habe der Leser die Schuld in seiner eigenen Unfähigkeit zu suchen: Er vermag nicht zu erkennen, was an Sinn vor ihm aufscheint. Schleiermacher bestätigt diese einseitig ausgesprochene Unterstellung: „Die strengere Praxis geht davon aus, daß sich das Mißverstehen von selbst ergibt und das Verstehen auf jedem Punkt muß gewollt und gesucht sein“<sup>35</sup>. Nicht nur hat der Leser seiner permanenten Arbeitspflicht vor dem Text nachzukommen, sondern im Verstehen auch seinen guten Willen zu bekennen. Während man dem Autor Sinnhaftigkeit notwendig unterstellt, sieht sich der Leser dem Mißtrauen ausgesetzt, den an ihn gestellten Anforderungen nicht zu

<sup>33</sup> Meier (Anm.31), S.17.

<sup>34</sup> Müller (Anm.4), S.72.

<sup>35</sup> Friedrich Schleiermacher: Hermeneutik und Kritik. Mit einem Anhang sprachphilosophischer Texte Schleiermachers, hg. von Manfred Frank. Frankfurt a.M. 41990 (=stw. 211.), S.92. – Die Unterstellung von Wahrhaftigkeit und damit auch Sinn auf Seiten des Autors ist eine bis Augustinus zurückreichende Forderung der Verste-

genügen, schlimmer noch: nicht genügen zu wollen. Das eigentlich reziproke Geschäft der Textherstellung verschiebt sich auf die Machtfrage hin, wie der Leser sich gegen die Sinnbehauptung des Textes verteidigen kann. Das Kredit-Angebot des Textes ist damit auch ein Aggressionsinstrument, dem willfahren werden muß. Jeder Leser hat im Falle des Nicht-Verstehens seine Verteidigung vorzubereiten.

### III.

Charlotte von Kalb liefert mit ihrem Leben und Werk für diesen Konflikt um ästhetische wie ökonomische Kreditwürdigkeit reiches Anschauungsmaterial. Geboren wurde sie 1761 als Freifrau von Marschalk-Ostheim, verwaiste früh, heiratete bald den ungeliebten Bruder des Weimarer Kammerpräsidenten Johannes von Kalb, verlor in Erbstreitigkeiten ihr gesamtes Vermögen sowie den Mann durch Selbstmord, erblindete und lebte so 30 Jahre bis zu ihrem Tode 1843 im Berliner Schloß.<sup>36</sup> Es war ein wechselvolles Leben, von dem aber nur deshalb heute noch etwas bekannt ist, weil sie als ‚intime‘ Kennerin und erste Leserin der Weimarer Klassik galt. Genauer wäre zu formulieren: Ohne sie gäbe es keine Weimarer Klassik. Was sie biographisch als Freundin großer Männer berühmt machte, ist literatursoziologisch die Entstehungsbedingung für den Weimarer Kulturbetrieb. Charlotte von Kalb führt deshalb ins Zentrum angewandter Ästhetik.

Schiller und Jean Paul kommen erstmals auf ihre Einladung nach Weimar. Einleitung und Begleitumstände ihrer Besuche machen deutlich, daß in den dazwischenliegenden neun Jahren die Weimarer Auffassung autonomer Literatur und mit ihr eine geschlechtsspezifische Rollenverteilung sich durchgesetzt haben. 1787 – Goethe hält sich noch in Italien auf und macht seine dauernde Rückkehr zweifelhaft –

---

henslehen vgl. Werner Alexander: *Hermeneutica generalis. Zur Konzeption und Entwicklung der allgemeinen Verstehenslehre im 17. und 18. Jahrhundert.* Stuttgart 1993, S.44 – Goethe liefert dafür in seinen *Maximen und Reflexionen* das ökonomische Äquivalent: „Der Kredit ist eine durch reale Leistung erzeugte Idee der Zuverlässigkeit.“ (Sämtliche Werke. Artemis-Gedenkausgabe. Bd.9, S.621)

<sup>36</sup> Charlotte von Kalb hat eine Biographie gefunden: Ursula Naumann: *Charlotte von Kalb. Eine Lebensgeschichte (1761-1843).* Stuttgart 1985. Grundlegend bleibt aber weiterhin die fakten(über)reiche Darstellung von Johann Ludwig Klarmann: *Geschichte der Familie von Kalb auf Kalbsrieth.* Mit besonderer Rücksicht auf Charlotte von Kalb und ihre nächsten Angehörigen. Nach den Quellen bearb. von J.L.K. Erlangen 1902. Die stark stilisierte Autobiographie (Charlotte. Für die Freunde der Verewigten. Gedenkblätter von Charlotte von Kalb, hg. von Emil Palleske. Stuttgart 1879) umfaßt leider nicht mehr die Weimarer Jahre.

wird der Verfasser theaterrevolutionärer Dramen als lernbedürftiger Liebhaber in die Weimarer Hofgesellschaft eingeführt. Die ausführlichen Briefe dieser Tage an seinen Freund Körner schwanken in wenigen Zeilen zwischen Selbstbewußtsein und dem Gefühl sozialer Unterlegenheit:

Charlotte versichert mir auch, daß ich es hier überall mit meinen Manieren wagen dürfe. Biß jezt habe ich, wo ich mich zeigte, nirgends verloren. Charlottens Idee von mir hat mir Zuversicht gegeben, und die nähere Bekanntschaft mit diesen Weimarischen Riesen – ich gestehe Dirs – hat meine Meinung von mir selbst – verbeßert. [...] Charlotte will behaupten, daß ich mich diesen Abend zu frey betragen habe, sie zog mich auf die Seite und gab mir einen Wink.<sup>37</sup>

Seine Selbsteinschätzung gewinnt Schiller durch die fremde Meinung, in der sich seine Vorzüge spiegelnd zu einem Charakter zusammensetzen. Charlotte von Kalb setzt als Adlige und selbstverständliche Teilnehmerin des Hofes das Maß, an dem sich die Zugehörigkeit des Bürgerlichen ermißt. Die von ihr verwalteten „Manieren“ sind der Disziplinierungsapparat einer Repräsentationskultur und regeln die Exklusivität des Zugangs. Sie erteilen Sprecherlaubnis, rekonstruieren Hierarchien und sorgen für nachträgliche Bestrafung. Von Literatur und der Aufnahme seiner Werke hat Schiller in diesen Hofberichten nichts zu erzählen, weil das offizielle Weimar von seiner ständischen Organisation nicht abläßt. Noch die stillschweigende Duldung der erotischen Affäre zwischen Schiller und Charlotte von Kalb folgt ausschließlich der Logik des *ancien regime*.<sup>38</sup> In ihr ist der Dichter funktionaler Teil der umfassenden Selbstdarstellung, nicht aber Schöpfer originaler Werke oder gar systemfremder, unbelastbarer Beobachter. Schillers Geiztheit und jahrelange Weimar-Abstinenz können als Symptome seiner Selbsterkenntnis genügen.

1796, neun Jahre später, erhält Jean Paul, gefeierter Autor des gerade erschienenen *Hesperus*, von einer begeisterten Leserin die briefliche Einladung nach Weimar.<sup>39</sup> Unkenntlich gemacht in dieser Werbung werden adlige Vorrechte oder erwartete Panegyrik, denn

<sup>37</sup> Brief an Körner vom 28.7.1787: Schillers Werke. Nationalausgabe. Bd.24: Briefwechsel. Schillers Briefe 17.4.1785-31.12.1787, in Verbindung mit Walter Müller-Seidel hg. von Karl Jürgen Skrodzki. Weimar 1989, S.114.

<sup>38</sup> Brief an Körner vom 23.7.1787: „Hier [in Weimar] ist wie es scheint schon ziemlich über mich, und mich und Charlotten gesprochen worden. Wir haben uns vorgesetzt, kein Geheimniß aus unserem Verhältniß zu machen.“ (Ebda., S.109)

<sup>39</sup> Vgl. den ersten Brief an Jean Paul vom 29.2.1796 in: Briefe von Charlotte von Kalb an Jean Paul und dessen Gattin, hg. von Paul Nerrlich. Berlin 1882, S.1f.

Charlotte von Kalb zeichnet ihr Selbstporträt ausschließlich mittels Leseindrücken. Weimar repräsentieren jetzt Herder und Wieland, deren Lob die eigene Bitte autoritär stützen soll, während der Hof mit keiner Silbe erwähnt wird. Kurz darauf schreibt sie nach der Lektüre des *Siebenkäs* einen weiteren angeblich spontanen Brief, der endgültig den Paradigmenwechsel von sozialer zu hermeneutischer Kompetenz anzeigt und damit das Weimarer Klassik-Projekt einlöst. Sein geheimes Zentrum ist ein lakonischer Aphorismus zur hermeneutischen Dialektik, der knapper die Symbiose von Autor und Leser im Text nicht auf den Punkt bringen kann: „Sie sind – schreiben; ich bin – lesen! Wir werden – sein!“<sup>40</sup> Die Leserin Charlotte von Kalb hat sich unterschiedslos dem Autor nebengeordnet und ihre literarische Rolle zur alleinigen Existenzweise erhoben. Da Lesen antithetisch dem Schreiben gleichgestellt ist, offenbart sich die vermeintliche Werbung als hierarchiefreies Zwiegespräch. Erst ihre komplementäre Anwesenheit potenziert beider funktionsgebundene Rollen zum wahrhaften Sein in der Zukunft. Charlotte von Kalbs Dreischritt ist deshalb von großer Raffinesse, weil er den programmatischen Anspruch der Hermeneutik durchschaut hat, den Leser aus der rhetorischen Nötigung zu entlassen und ihm als Individuum zu begegnen. Er erinnert den gefeierten Jean Paul daran, ohne diesen Brief nicht existent zu sein.

Noch an gleicher Stelle macht Charlotte von Kalb eine Probe auf die versprochene Emanzipation, indem sie den *Siebenkäs* kritisch kommentiert: „Ich glaube, ich habe das Tableau nicht recht gesehen, die Figuren waren mir nicht deutlich; freilich ist's auch ein Dornenstück, aber es dünkt mich doch, es fehlt ihm an Reife, und alles reift die Zeit [...] Es sind angenehme Dinge mitunter, voll Natur und Seele, andere aber auch etwas krank und krampfhaft.“<sup>41</sup> Mit der Verfälschung seiner Schriften wird zugleich ihr Verfasser pathologisiert und beider Gesundheitszustand als literarisches Kriterium eingeführt. Die Anwesenheit des Autors im Text macht die Rezension zur klinischen Diagnose. Dies ist der Punkt, wo seine Macht auf dem Spiel steht und eine Bestandsgarantie verlangt. Hatte der Autor das Werk in die Freiheit der Auslegung entlassen, um durch den unterstellten Kredit seine Schöpfungspotenz zu dokumentieren, so klagt der nun selbständige Leser hier gewissermaßen seine Deckung ein. Der Autor verliert unter hermeneutischen Bedingungen mit der Publikation die Kontrolle

<sup>40</sup> Brief an Jean Paul vom 26.3.1796 (Ebda., S.3); vgl. dazu Vf., *Liebe und Verstehen. Jean Paul im Briefwechsel mit Charlotte von Kalb und Esther Gad*, in: DVJS 72, 1998, S. 177-200.

<sup>41</sup> Ebda.

über den Text, was auch die Beachtung seiner Intention als Leseanleitung nur notdürftig kaschiert. Charlotte von Kalbs Brief demonstriert die Konsequenz, wenn plötzlich über Literatur Identitäten *konkurrierend* hergestellt werden. Damit wohnt der Hermeneutik die paradoxe Gefahr inne, mit der Hypostasierung des Autors zugleich seine Entmachtung zu betreiben. Anleihen bei der theologischen Metaphorik, die von der Mächtigkeit des literarischen Kredits sprechen sollten, führen stillschweigend das Säkularisierungssyndrom mit ein. Charlotte von Kalb hatte die Radikalität des beiderseitigen Emanzipationsversprechens erkannt und mit der *Siebenkäs*-Auslegung beim Wort genommen. Sollte der Autor dagegen sein Verfügen über das Werk fortsetzen wollen, dann mußte er sich das Auslegungsprimat sichern. Zu unterscheiden sind zwei Strategien, mit denen die Weimarer Hermeneutik zugleich gestützt und unterlaufen wird, mit denen sie Sinnkredit beansprucht und ihn zugleich kündbar hält.

Erstens versucht Jean Paul schon im Briefwechsel mit Charlotte von Kalb, die Erwartung der Adressatin vorwegzunehmen und im Brief selbst zu thematisieren. Hieraus erhellt sich der systemnotwendige Zusammenhang zwischen Hermeneutik und literarischer Empfindsamkeit, die mit der Fingierung von Träne, Gefühl, Seele den Leseakt deutlich effeminiert hatte. Jean Pauls Romane feiern mit dieser Methode ihre Triumphe. Indem der Autor selbst im Werk auftritt und den Enthusiasmus an sich praktiziert, will er weibliche Kompetenz geltend machen. Er teilt sein Geschlecht, um mit männlichem Schreibvermögen den Text entwerfen zu können, der ihn zugleich durch weibliche Empfindungsfähigkeit *im* Text weinen lassen wird. Er wiederholt damit durch einen Wiedereintritt in den Text das gängige Romanverhältnis zwischen Autor und Leserin, um alle Seiten der in sich wiederholten Binarität zu kontrollieren. Er ist das doppelgeschlechtliche Wesen eines reflektierenden Mannes, der sich als fühlende Frau denken kann. Er versteht die Frauen, weil er auch eine ist. Jean Pauls Briefe an Charlotte von Kalb imitieren diese Romanfiktion. Sie suchen alle Kritik zu narkotisieren, indem sie die Leserin und ihre Bedürfnisse in sich aufgenommen haben.

Jean Pauls einkopierte Geschlechtsverdoppelung, die eine empfindsame Strategie virtuos fortschreibt, setzt aber das Funktionieren des Kredits voraus. Nur solange der Autor seine Allgegenwart im Text glaubhaft behauptet, vermag er fremde Lesarten vorwegzunehmen: Indem Briefe wie Romane ihre Rezeption selbstreflexiv in sich spiegeln, suchen sie die Gefahr ihrer unvorhersehbaren Auslegung zu minimieren. Der Autor als fingierte Frau ist sein eigener und totaler Hermeneut. Dagegen wird Goethe gerade auch im Umgang mit Char-



lotte von Kalb eine Strategie wählen, die das Apriori der Sinnunterstellung einseitig aufkündigt und sich durch unsichere Präsenz überlegen macht. Es gehört zur Kanonisierung der Weimarer Literatur, daß sie das Werk durch eine antwortende Verstehenslehre dialogisch herstellt und zugleich das eigene Verfahren schleichend subvertiert. Nur der Wechsel von Sinnversprechen und -entzug garantiert dem Autor Goethe, als Instanz des Textes auch weiterhin nicht entmachtet zu werden. Goethes Verhältnis zur Hermeneutik ist deshalb alles andere als von klassischer Verlässlichkeit. Daß sie effektiv die eigene un(an)greifbare Größe zu stilisieren hilft, hat er noch im nächsten Umgang einzusetzen gewußt und damit den ökonomischen Satz bestätigt, machtvoller als die Gewährung eines Kredits sei nur seine Kündigung.

Charlotte von Kalb hatte vor ihrem erotischen Übergang zu Jean Paul Anfang der 1790er Jahre einen lebhaften Briefwechsel mit Goethe anzufangen versucht. Als wollte sie ihr gemeinsames Geschlechterwie Lektüreverhältnis noch einmal erinnern, schrieb sie am 25.3.1796 beschwörend: „meiner Erfahrung ist der Glaube das beste was uns werden kann, und expres für uns Frauens in die Welt gekommen“. <sup>42</sup> Aus strikt hermeneutischer Sicht war dies ein emanzipatorisches, kein unterwerfendes Bekenntnis. <sup>43</sup> In immer neuen Auslegungen des *Egmont*, *Wilhelm Meister* und *Reineke Fuchs* versucht sie ihre Ebenbürtigkeit zu beweisen, die den Menschen Goethe in seinen Texten entdeckt, bis am *Märchen* – vom Autor kalkuliert – alle Anstrengungen scheitern. Schiller, der mit klugen Briefen über den *Wilhelm Meister* ebenfalls um die Freundschaft des distanziert Bleibenden geworben

<sup>42</sup> Eduard von der Hellen, Briefe von Charlotte von Kalb an Goethe. In: Goethe-Jahrbuch 13, 1892, S.41-79, hier S.55; der frühe Schiller hat diese Fundierung auf dem Glauben noch bestätigt vgl. seinen Brief an Körner vom 8.8.1787: „Kannst Du mir glauben, lieber Körner, daß es mir schwer – ja beinahe unmöglich fällt, euch über Charlotten zu schreiben? [...] Unser Verhältniß ist – wenn Du diesen Ausdruck verstehen kannst – ist wie die geoffenbahrte Religion, auf den Glauben gestützt. Die Resultate langer Prüfungen, langsamer Fortschritte des menschlichen Geistes sind bei dieser auf eine mystische Weise avanciert, weil die Vernunft zu langsam dahin gelangt seyn würde. [...] Wir haben mit der Ahndung des Resultats angefangen und müssen jetzt unsre Religion durch den Verstand untersuchen und bevestigen.“ (Schillers Werke [Anm.37], S.121)

<sup>43</sup> Vgl. dagegen die (allzu) einführende Darstellung bei Christa Bürger: *Leben Schreiben. Die Klassik, die Romantik und der Ort der Frauen*. Stuttgart 1990, v.a. S.6: „Charlotte von Kalb löscht sich selbst aus; sie streicht sich durch; sie empfängt ihr inneres Leben als Geschenk aus der Hand der von ihr vergötterten großen Gestalten aus dem Reich des Geistes“; bleibt das komplexere Spiel des hermeneutischen Diskurses ausgespart, reduziert sich Charlotte von Kalbs Leben auf die heroische Opferrolle und damit Ergebnisse der frühen Literaturgeschichte vgl.

hatte, macht den Anfang, indem er ungewöhnlicherweise den Leseindruck seiner Frau zum *Märchen* voranschleibt. Er schreibt: „Meiner Frau hat es viel Vergnügen gemacht; sie findet es im Voltairischen Geschmack, und ich muß ihr recht geben [...] Man kann sich nicht enthalten, in allem eine Bedeutung zu suchen.“<sup>44</sup> Goethe läßt sich mit dieser versteckten Bitte um Erklärung nicht aus der Reserve locken, spricht lediglich von seiner „Hauptabsicht [...] die Neugierde zu erregen“ und daß „am Ende noch Rätsel genug bleiben“<sup>45</sup>. Schiller scheint diesen Wink zu hermeneutischer Enthaltensamkeit verstanden zu haben und stimmt – wenn auch mit bemerkbarer Zurückhaltung – in den Spott über die „Verwirrung ohne Ende“<sup>46</sup> ein, die nach der Veröffentlichung des *Märchens* in der lesenden Nation ausbricht. Anerkennung und Unbehagen halten sich in seinen Schlußworten zu dieser Auslegungs- und Nationalaffäre die Waage: „In dergleichen Dingen erfindet die Phantasie selbst nicht so viel, als die Tollheit der Menschen wirklich ausheckt, und ich bin überzeugt, die schon vorhandenen Auslegungen werden alles Denken übersteigen.“<sup>47</sup>

Schiller entgeht nur knapp der Bloßstellung, seine Interpretation in einer Reihe mit weiblicher „Tollheit“ wiederzufinden, während ein Wilhelm von Humboldt zwischenzeitlich die Deutungsabstinenz zum Formprinzip erhoben hatte.<sup>48</sup> Charlotte von Kalb aber rennt – ungewarnt – in die bereitgestellte Falle. Obwohl die erste Lektüre des *Märchens* ihr keine erhellende Einsicht brachte, verspricht sie Goethe brieflich fortgesetzte Anstrengung:

---

etwa Ernst Köpke: Charlotte von Kalb und ihre Beziehung zu Schiller und Göthe. Berlin 1852.

<sup>44</sup> Johann Wolfgang Goethe: Briefwechsel mit Friedrich Schiller. Zürich 21964; Artemis-Gedenkausgabe Bd.20, S.103 (Brief vom 29.8.1795).

<sup>45</sup> Ebda., S.105 (Brief vom 3.9.1795).

<sup>46</sup> Ebda., S.142 (Brief vom 23.12.1795); vgl. dazu auch die Ausführungen von Winfried Menninghaus: Lob des Unsinn. Über Kant, Tieck und Blaubart. Frankfurt a.M. 1995, S.61ff. – Eine vergleichende Untersuchung über Goethe und Schiller als ‚ernsthafte‘ Hermeneuten wäre interessant, denn Schiller hatte immer schon Unbehagen über Goethes Spiel mit der „Auslegungssucht“ (Schillers Werke [Anm.37], S.42; Brief vom 29.11.1794) seiner Leser empfunden. Dazu paßt Schillers affirmatives Verhältnis zum Glauben, das er (anfänglich) auch in der Beziehung zu Charlotte von Kalb fühlt: „Kannst Du mir glauben, lieber Körner, daß es mir schwer – ja beinahe unmöglich fällt, euch über Charlotten zu schreiben? [...] Unser Verhältniß ist – wenn Du diesen Ausdruck verstehen kannst – wie die geoffenbahrte Religion, auf den Glauben gestützt.“ (Brief an Körner vom 8.8.1787; Schillers Werke [Anm.4], S.121)

<sup>47</sup> Ebda., S.143 (Brief vom 25.12.1795).

<sup>48</sup> Brief von Wilhelm von Humboldt an Goethe 9.2.1796 (Goethes Briefe und Briefe an Goethe. Hamburger Ausgabe, hg. von Karl Robert Mandelkow. Bd.1. München 31988, S.217ff.)

ich will es wiederlesen, und dann will ich Ihnen meinen Wahn und Thraum von diesem Märchen sagen. – Es haben schon viele über meine Deutung gelächelt, und andere gestutzt – für mich ist viel Wahrheit und Sinn darin und das Licht welches mir das ganze beleuchtet, wird hoffe ich noch kommen, einiges dünkt mir bekannt, vieles ist mir verständlich!<sup>49</sup>

Gerade die immer wieder stockende Annäherung macht deutlich, in welchem Maße hier Persönliches verhandelt wird. Charlotte von Kalb beharrt auf der Emanation von Sinn, weil die eigene Individualität im Verstehen aufscheinen soll. „Wahn und Thraum“ markieren deshalb nicht die Unsicherheit ihrer Worte, sondern den Anteil involvierter Biographie. Im Text soll das eigene Ich spekulär angeschaut werden und sich in der Bedeutung festigen. Den Text verstehen heißt sich verstehen. Kurz darauf scheinen diese Mehrfachlektüren einen vorläufigen Abschluß in der Schrift gefunden zu haben, denn Goethe teilt am 23.12.1795 Schiller brieflich mit (und demonstriert noch einmal das Verlassen, dem Schiller selbst nur knapp entkommen ist): „Hier liegt zum Beispiel eine Erklärung der dramatischen Personen des Märchens bei, von Freundin Charlotte. Schicken Sie mir doch geschwind eine andere Erklärung dagegen, die ich ihr mitteilen könnte.“<sup>50</sup> Angestregtes Verstehen liefert hier das Material für einen running gag, und der hermeneutische Zirkel findet sich als Karussell beschrieben. Goethe simuliert seine Unverbindlichkeit, indem er die Hermeneutin mit der Verarbeitung neuer Interpretationen zu Tode hetzen will. Die Unabschließbarkeit des Bemühens macht er sich zunutze, indem er sie mit der Endlichkeit ihrer Lebenszeit konfrontiert.

#### IV.

Jean Paul hatte das Verstehen anerkannt und nur deshalb sich um seine Kontrolle bemüht. Die Wiederholung von männlichem Autor und weiblicher Leserin im Text fand innerhalb eines hermeneutischen Rahmens statt, der mit seinen Kompetenzverteilungen den Lektüre-akt umschloß. Sie war ein Machtspiel, zu dessen Durchführung der Autor sich selbst einem apriorischen Kredit unterordnete. Bei Goethe weicht diese gemeinsame Bindung einer einseitigen Unverbindlichkeit: Während Charlotte von Kalb ‚strebend sich bemüht‘, verweigert Goethe ihre ‚Erlösung‘. Er muntert zur Interpretation als einer Kre-

<sup>49</sup> Brief vom 20.11.1795; von der Hellen (Anm.42), S.53f.

<sup>50</sup> Goethe, Briefwechsel mit Friedrich Schiller (Anm.44), S.142 (Brief vom 23.12.1795).

ditnahme auf, um gleichzeitig ihre Deckung durch Sinnbestätigung zu versagen. Anders als der romantische Unsinn, der von vornherein die Anwendbarkeit des Sinndiskurses auf sich untersagt,<sup>51</sup> bewegt sich Goethe in einer Grauzone, in der erst die Möglichkeitsbedingung dieses Diskurses aufgedeckt wird. Sein forciertes Spiel um das *Märchen* offenbart die Scheinhaftigkeit des Kredits, ohne ihn durch das ‚substantielle‘ Gold der nur einen Bedeutung oder seine gänzliche Aufkündigung in der Sinnabstinenz zu ersetzen. Zum Kredit und seiner Glaubensnotwendigkeit gibt es keine Alternative: Weimar kanonisiert sich im Bewußtsein seiner Bedingtheit.

Beide Großschriftsteller manipulieren das hermeneutische Versprechen, das Werk als eine gleichberechtigte Gemeinschaftsproduktion zu begreifen. Ihre unterschiedlichen Strategien sehen vor, entweder die Rolle der Leserin im Text auktorial mitzubsetzen oder ihre Tätigkeit im Ungewissen des aufgekündigten Kredits zu belassen. In beiden Fällen aber ist die befreite Hermeneutin *das* (produktiv werdende) Problem einer Literatur, die ohne sie ihren Anspruch auf Klassizität nicht behaupten kann. Deshalb dissimulieren die Autoren sich dort, wo sie Exklusionen nicht länger durchsetzen können. Die Beharrlichkeit der Charlotte von Kalb, den angebotenen Kredit als Auslegerin auch tatsächlich in Anspruch zu nehmen, verbleibt aber nicht im literarischen Feld allein. Als Erbstreitigkeiten sich über Jahrzehnte hinziehen und den gänzlichen Verlust aller Familiengüter immer wahrscheinlicher machen<sup>52</sup>, beschließt sie, ihrer adligen Repräsentation einen bürgerlichen Handel anzugliedern. Weil sie aber zu dieser Zeit sich in Weimar aufhält und im literarischen Briefwechsel mit der gesamten deutschen Klassik steht, versucht sie aus verstandenen Autoren kaufende Kunden zu machen. Von nun an werden Ästhetik und Weine gleichermaßen verhandelt, ohne darüber die alten Auseinandersetzungen zu vernachlässigen. Im Gegenteil: Die kaufmännisch agierende Frau und die textverstehende Hermeneutin reklamieren beide einen Zeugungsanteil, der die verheißene Wechselseitigkeit beim Wort nimmt. Der Streit um die Kreditgewährung findet nun auf deutlicher wahrnehmbare, jedoch gegenüber der Literatur keinswegs besonders ausgezeichnete Weise statt. Sinn wird produziert, Ware getauscht – und immer überlagert das Geschlechtsverhältnis das bereitgestellte Vertrauen. Das Auftreten Charlotte von Kalbs in den gesellschaftlichen Systemen Weimars macht wiederholte Erfahrungen durch.

<sup>51</sup> Vgl. dazu Menninghaus (Anm.46).

<sup>52</sup> Vgl. dazu die minutiöse Darstellung bei Klarmann (Anm.36).

Schiller ist der erste, dem sie im Juli 1793 die Beteiligung an einer „*Oeconomische[n] Speculative[n]* Angelegenheit“ anbietet. Ausführlich preist sie die Qualität des Hochheimer Weins, den Schiller entweder selber abnehmen oder über seine Freunde nach Dresden und Leipzig verkaufen soll. „Es kann ein beträchtl. Vorteil bey der Unternehmung dieses Verkaufs herauskommen – den ich mit niemand lieber als mit Ihnen theilen möchte“.<sup>53</sup> Das Netzwerk literarischer Korrespondenz fiele mit den ökonomischen Distributionswegen zusammen, die literarische Öffentlichkeit erklärte sich zu einer konsumierenden. Obgleich Schiller die Hermeneutik am wenigsten ironisch behandelt und deshalb um die Notwendigkeit des Kredits hätte wissen müssen, empfindet er – der selbst ins Leben gerufenen Vorstellung von autonomer Literatur verfallend – einen solchen Antrag auf „Commercespeculationen“<sup>54</sup> wohl als Zumutung. Jedenfalls ist eine Antwort auf ein derart unmoralisches Angebot nicht überliefert, wenn er auch von seiner ehemaligen Geliebten zwei Jahre später Rheinwein im Wert von 15 Laubthaler für den Eigenbedarf ersteht.<sup>55</sup> Auch Einsiedel wird kurz darauf um Vermittlung gebeten, wobei ein Ettikettenschwindel der Attraktivität der Ware nachhelfen soll. Denn angeboten werden Frankenweine ungenannter Lage, die Charlotte von Kalb mit dem stets willfähigen Wort geschmacklich befördern will: „Die beyden letztern könnte man wohl um sie leichter anzubringen als Steinwein titulieren. [...] Sagen Sie mir ob man hoffen kann in Weimar einiges zu v[er]kaufen?“<sup>56</sup> Der Weinhandel zeigt sich jedoch gefeit gegen allen Begriffsrelativismus und gesteht (in diesem Falle!) dem Sprachzeichen die substantielle Deckung nur durch einen Referenten zu. Deshalb muß das Geschäft mit Einsiedel ebenso scheitern wie Ende

<sup>53</sup> Julius Petersen: Die Briefe Charlottens von Kalb an Schiller. Nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs mitgeteilt von J.P. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft 12, 1926, S.104-169; hier: Brief vom 20.7.1793, S.119.

<sup>54</sup> Vgl. den mehrfach amüsanten Bericht Schillers über seine erste Weimarer Begegnung mit Bertuch in einem Brief an Körner vom 29.8.1787: „Ich machte mir die Lust ihn [=Bertuch] auf sein Steckenpferd zu setzen und verbreitete mich ganz erstaunlich weise und mit einer Art Begeisterung über Commercespeculationen. Er wurde warm und machte mir große Confidencen, unter andern auch die Idee eines deutschen Bücherhandels nach Paris, Amsterdam und England. [...] Ich sprach mit soviel Achtung von dem Handel daß ich ihn bald ganz weg hatte und er mir am Ende einfiel ob ich – stelle Dir vor! ich! nicht Lust hätte mich in eine solche Carriere einzulaßen.“ (Schillers Werke [Anm.37], S.150)

<sup>55</sup> Petersen (Anm.53), S.120.

<sup>56</sup> Zit. bei Ursula Naumann: Urania in Ketten. Jean Pauls ‚Titaniden‘. Mit einem Anhang: Fünf Briefe der Charlotte von Kalb. In: Jahrbuch der Jean Paul-Gesellschaft 15, 1980, S.82-130, hier S.125.

1801 der neuerliche Versuch, den geist-vollen Briefaustausch mit Herder in seine Buchstäblichkeit hinein zu verlängern. Weimar widersteht allem Gewinnversprechen und behauptet damit nach wohlwollender Lesart seine moralische Integrität. Der Klassizismus gefährdet seinen Bildungsanspruch nicht im Trunke.<sup>57</sup>

Wieder ist es Goethe, dem Aufklärung über das Funktionieren von Hermeneutik und Kommerz und ihre untergründige Verbindung zu verdanken ist. Charlotte von Kalb hatte ihm ebenfalls mit Brief vom 9.8.1794 den Vorschlag eines Weinzwischenhandels unterbreitet, worauf er drei Wochen später antwortet: „Sogleich habe ich mich, i. Freundinn, wegen des Weinverkaufs umgethan, meine Negociation will aber nicht gelingen, man lobt den Wein, sucht aber gegenwärtig keinen so theueren, indem man eher eines Tischweines bedarf. Hätte ich doch nicht geglaubt daß meine Freundinn sich vom Geiste der Speculation würde anhauchen lassen.“<sup>58</sup> Mehrfach verdient diese vornehm metasprachliche Stellungnahme Goethes unser Interesse. Erstens provoziert ihr spöttischer Unterton eine Entschuldigung, die Charlotte von Kalb ihm umgehend brieflich zukommen läßt: „Sie haben wohl recht mein Verehrtester Freund der Geist der Spekulation hat mich in Versuchung geführt und verführt! Ich war ohne guten Rath – warum hatte er Gewalt über mich – so ist’s ja von jeher dem Weibe gegangen!“<sup>59</sup> Von Ökonomie – Argumenten zu Ware, Markt, Preis – ist hier nicht mehr die Rede, wohl aber von Geschlechtsskisches und ihrer als Selbstbestrafung versprochenen Erfüllung. Während Schiller – geschlechtsabstinent – den Kommerz für unvereinbar mit literarischer Würde erklärt, betont Goethe auf subtile Weise das Geschlechtssuffix der lieben „Freundinn“. Nur darauf reagiert auch Charlotte von Kalb und holt die Selbstanklage nach, indem sie sich dem Eva-Typus unterwirft. Nicht nur gesteht sie ihre ebenso theologische wie sexuelle Verfehlung ein, sondern leitet innerhalb der Bildlogik auch dem potentiell wiederverführten Adam Goethe Abbit-

<sup>57</sup> Zur tatsächlichen Verbindung von Marmor und Rausch vgl. aber Vom Schreiben 3. Wie sich zum Schreiben bringen? Bearb. von Petra Plättner. Marbach 1995 (=Marbacher Magazin. 72.)

<sup>58</sup> Brief vom 29.8.1794 (Goethes Werke. Weimarer-Ausgabe. IV.Abt. Bd.10. Weimar 1892, S.187).

<sup>59</sup> Zit. bei Naumann (Anm.56), S.123f. Der erste Herausgeber der Kalb-Briefe an Goethe, Eduard von der Hellen, hat um der hehren Humanität willen Bereinigungen vorgenommen, denen mehrfach Geschäftliches zwischen beiden Briefpartnern zum Opfer gefallen ist. Auch diese Antwort wurde ebenso wie die vorherige Anfrage unterschlagen, jedoch von Naumann dankenswerter Weise nachgetragen, die den Wortlaut in Bernhard Suphans handschriftlichem Nachtrag zur von der Hellen-Ausgabe fand.

te. Die an sich kapitalistische Frage einer Weinkommission steht plötzlich in einer Rollentradition, die ohne Umwege zum Ursprung der Menschheitsgeschichte zurückgeht. Das wirtschaftliche System, dem man eine eigene Verfahrensordnung nach der ausschließlichen Leitdichotomie Zahlen/Nichtzahlen unterstellen will<sup>60</sup>, bricht hier auf und substituiert Archetypen, deren Autorität mitreflektiert wird. Charlotte von Kalb ist eine Eva, die mit dem zumindest nachträglichen Bedenken ihres Typus über jene Unschuld hinaus ist, die man als ungewußte geschlechtliche Natur ihr noch hätte zubilligen können. Denn das Subtile in diesem Spiel von Spott und Demütigung liegt in der Undeutlichkeit, mit der sich die Schuld immer wieder verschiebt: Mit dem Eva-Typus als *der* Frau-Zuschreibung ist hier eine Frau angeklagt, die als Mann auftreten wollte und nun auf ein, nämlich das weibliche Geschlecht festgelegt wird, das sie wie ein Mann reflektiert.<sup>61</sup> Der Kommerz sexualisiert sich, indem er den Warenverkehr mit Geschlechtsbestimmungen überblendet. Geld ist nicht gleichgültig gegen die Teilnehmer an seiner Zeugung.

Goethes süffisante Bemerkung entlarvt – zweitens – den anhauchenden bösen Dämon, dessen postparadiesischer Verführung Charlotte von Kalb erlegen ist. Wiederum überschreiten die Begriffe das ökonomische Feld und dringen in literarische Zuständigkeitsbereiche ein, denn die Trias ‚Autor – Werk – Verstehen‘ fallen in dem einen Wort ‚Geist‘ bedeutungsschwer zusammen. Den Verdacht, Goethe erkläre weibliche Hermeneutik und Handelsgeist zum immerwährenden Sündenfall, findet man wenig später durch Schiller unfreiwillig bestätigt. Als Charlotte von Kalb ihm den Plan vorlegt, eine Erziehungsanstalt für ihre eigene Existenzsicherung zu gründen, trifft sie auf seine entschiedene Ablehnung: „Ihr Geist aber will eine höhere Richtung und einen kühneren Gang nehmen. Sie sind, wenn ich es kurz sagen soll, viel zu *individuelle* gebildet“<sup>62</sup>. Wieder handelt es sich um die hermeneutische Antwort auf eine ökonomische Frage, und wieder verundeutlichen sich die Wertungen. Denn Schiller kündigt ihr den angefragten Kredit mit einer Begründung auf, die im Sinndiskurs einer Auszeichnung gleichkäme: Individualität auf produzierender wie rezipierender Seite wäre dort Anfang und Ende. Die

<sup>60</sup> Vgl. Niklas Luhmann: Die Wirtschaft der Gesellschaft. Frankfurt a.M. 1994.

<sup>61</sup> Vgl. auch die (etwas abrupte) Beschreibung von Kalbs als einer „mann-weibliche[n] Frau“ durch Ute Oelmann: Charlotte von Kalb. In: Hölderlin-Jahrbuch 28, 1992-93, S.80-93.

<sup>62</sup> Brief an Charlotte von Kalb vom 25.7.1800 (Schillers Werke. Nationalausgabe. Bd.30: Briefwechsel. Schillers Briefe 1.11.1798-31.12.1800, hg. von Liselotte Blumenthal. Weimar 1961, S.175)

Folgen der Ablehnung sind allerdings für Charlotte von Kalb vergleichbar, denn beide Male wird ihre Kreditwürdigkeit von Autoren angezweifelt, die ohne sie keine wären. Offensichtlich ist damit, wie über den Kredit Zugriffsrechte auf das ökonomische wie sinnstiftende System verteilt werden mit dem Ziel, den einen Geist auch weiterhin männlich zu verwalten. Bestritten wird die Handels- wie Auslegungskompetenz der Charlotte von Kalb nicht mit dem Argument, hermeneutische Verfahren *überhaupt*, sondern im widerrechtlichen Zugriff auf ein männliches Privileg ausgeübt zu haben. Ohne Hermeneutik bleibt sie vom Verstehen klassischer Literatur ausgeschlossen, mit ihr entfremdet sie sich der Bestimmung ihres Geschlechts, in der unmittelbaren und mündlichen Interaktion<sup>63</sup> naive Natur als das Andere des Mannes zu erinnern. Mit dem Paradox dieser Zumutungen werden Diskurse machtvoll geordnet.

Die Leitdichotomie männlich/weiblich koppelt sich von Biologismen ab und steht für ästhetische Konstruktion zur Verfügung. Dies gilt für das paradoxe Vermögen des Geldes, sich homosexuell zu vermehren, Reproduktion und Gleichgeschlechtlichkeit aus ihrem Widerspruch herauszunehmen.<sup>64</sup> Jean Paul hat diese Einsicht aphoristisch vorweggenommen: „Die Männer dürfen Geld verachten, weil sie es machen können“.<sup>65</sup> Dies gilt für die Schleiermachersche Hermeneutik, die mit Divination und analytischer Logik den Geschlechtsgegensatz nur deshalb in sich hineinkopiert, um die jeweiligen Vorzüge dialektisch zu steigern.<sup>66</sup> Festschreibung des Gegensatzes und seine gewinnbringende Aufhebung fallen so zusammen. Und dies gilt auch für die Weimarer Klassik, die den Kredit als ungeteilte Bedingung ihrer Geltung fordern und ihn zugleich exklusiv halten muß. Das Werk existiert nicht ohne den Glauben, dem es sich aber zugleich nicht ausliefern will. Von Jean Paul bis Goethe erprobt man auktoriale Überlegenheitsgesten an einer Leserin, die um ihre werkkonstituierende Leistung nicht wissen darf. Hermeneutik und Ökonomie bedenken an ihr stillschweigend das Gesetz ihres Funkzionierens.

<sup>63</sup> Vgl. dazu Albrecht Koschorke: Geschlechterpolitik und Zeichenökonomie. Zur Geschichte der deutschen Klassik vor ihrer Entstehung. In: Kanon – Macht – Kultur. DFG-Symposium 1996, hg. von Renate von Heydebrand [im Druck].

<sup>64</sup> Vgl. das von Hörsch behauptete Interesse der Literatur am „Motiv der homosexuellen Aura des Geldes, das sich zinstragend vermehrt, ohne sich auf sein anderes (heterosexuell) einzulassen“ ([Anm.10], S.120).

<sup>65</sup> Jean Pauls Sämtliche Werke, hg. von Eduard Berend. III.Abteilung: Briefe. Bd.4, S.303.

<sup>66</sup> Vgl. Vf. (Anm.40).